



**»UND ICH
MEINE: ALLE
MENSCHEN«**



Von links oben nach rechts unten:
Florence Price, Angel Blue, Lawrence
Brownlee, B. E. Boykin, Valerie Capers,
William Grant Still, Harry T. Burleigh

Mit seinem Langzeitprojekt »Song of America« will Thomas Hampson die ganze Geschichte des Lieds in den USA darstellen. Das neue Kapitel ist besonders interessant: »A Celebration of Black Music«.

VON BJØRN WOLL

Seit bald vier Jahrzehnten steht Thomas Hampson mit den großen Bariton-Partien von Mozart und Verdi auf beinahe allen bedeutenden Bühnen dieser Welt. Hinzu kommen Wagner und Strauss, Randständiges wie Hindemiths »Mathis der Maler« sowie Uraufführungen wie »Hadrian« von Rufus Wainwright. Doch mehr noch als die Oper liegt dem einstigen Schüler der legendären Liedsängerin Elisabeth Schwarzkopf das Kunstlied am Herzen. Mit einer fast schon enzyklopädischen Obsession hat er sich – oft mit seinem Langzeit-Klavierpartner Wolfram Rieger – um das Liedschaffen Mahlers gekümmert, aber auch um die Klassiker Schubert, Schumann und Wolf.

Zudem arbeitet sich der 1955 geborene »Botschafter des Liedes« seit Jahren durch die Liedgeschichte seiner US-amerikanischen Heimat, deren unterschiedliche Facetten er in seiner Reihe »Song of America« beleuchtet. Nicht nur als Sänger, sondern auch als leidenschaftlicher Pädagoge und unerschütterlicher Weltverbesserer möchte er eine lebendige und kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte auf diesem künstlerischen Weg anstoßen. 2003 rief er mit der Hampson Foundation eine eigene Stiftung ins Leben, die Angebote an Nachwuchssänger macht, Forschungsprojekte unterstützt sowie Symposien und Gesprächskonzerte veranstaltet.

Beim Internationalen Musikfest schreibt Hampson nun die »Song of America«-Reihe mit dem nächsten Kapitel fort: »A Celebration of Black Music«, ein dreiteiliges Festival im Festival, ist den weitgehend vergessenen afroamerikanischen Künstlern gewidmet. Dieses Projekt kuratiert er gemeinsam mit der Sängerin Louise Toppin, die an der University of Michigan intensiv über das Repertoire afroamerikanischer Komponisten forscht und publiziert. »Vor allem im Lied-Repertoire kann ich sie nur als wandelnde Enzyklopädie bezeichnen«, schwärmt Hampson. Als Dirigent konnte der Solti-Preisträger Roderick Cox gewonnen werden, einer der interessantesten Dirigenten der nächsten Generation.

Herr Hampson, mit »A Celebration of Black Music« schwimmen Sie ein bisschen im Fahrwasser der Black-Lives-Matter-Bewegung. Worum geht es Ihnen mit dem Projekt?

Natürlich gibt es diesen aktuellen Bezug, aber eigentlich ist es die Fortsetzung meines Projekts »Song of America«. Ähnlich wie die Kapitel zuvor – »Wondrous Free« und »Beyond Liberty« – soll auch der Slogan dieses Kapitels den Inhalt verdeutlichen. Diese Programme basieren auf meinem tiefen Glauben daran, dass klassische Musik und besonders das Liedrepertoire immer auch Zeugnis einer Kultur oder bestimmten Epoche ist. Es gibt einen großen Reichtum an Dichtern und Komponisten, die uns heute erzählen, was es hieß, damals gelebt zu haben.

Warum sind Ihnen diese Themen so wichtig?

Weil wir damit unsere eigene Geschichte betrachten und reflektieren können – durch die Augen und Ohren der Dichter und Komponisten. Das reiche Repertoire afroamerikanischer Komponisten wurde in diesem Kanon total vernachlässigt. Wir sprechen hier nicht von einigen wenigen Ausnahmen, sondern von einem konstanten künstlerischen Wirken, das innerhalb der amerikanischen Kultur nur in einer Art Paralleluniversum zu existieren scheint. Wenn wir zum Beispiel über die amerikanische Musik der 1920er-Jahre sprechen, reden wir über Copland und Barber, aber zur gleichen Zeit lebten und komponierten großartige Künstler wie William Grant Still, William Levi Dawson oder Florence B. Price. Dass wir dieses andere Universum so gar nicht kennen, ist eine große geschichtliche Ungerechtigkeit.

Haben wir also ein falsches Bild der Musikgeschichte, weil die weiße Kultur diesen Teil ganz bewusst ignoriert hat?

Total! Mit unserem Festival wollen wir aber nicht den moralischen Zeigefinger heben. Es geht eher um eine kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit mit den Mitteln der Kunst. William Dawson beispielsweise hatte 1934 großen Erfolg mit seiner »Negro Folk >



Symphony«, er bekam *Standing Ovation*s von einem überwiegend weißen Publikum – und vermutlich war das auch ein Grund, warum das Stück bewusst verdrängt wurde. Das Unrecht, das der afroamerikanischen Gemeinschaft speziell in den USA geschehen ist, zeigt sich deutlich im Umgang mit ihrer Kunst und Kultur. Und zwar bis heute: Selbst bei Menschen, die sich für die afroamerikanische Kultur einsetzen, entsteht manchmal das Bild, dass sich diese einen berechtigten Platz *neben* der tatsächlichen amerikanischen Kultur erkämpft hat. Diese Sichtweise lehne ich ab, denn es gibt nur eine *gemeinsame* amerikanische Kultur. Das müssen wir endlich zur Kenntnis nehmen. Dazu möchten wir mit dem Festival einen Beitrag leisten.

Dieses Nebeneinander zeigt sich auch darin, dass man Joseph Bologne, Chevalier de Saint-Georges, der auch ein Geigenlehrer von Marie-Antoinette war, als schwarzen Mozart bezeichnet hat und Samuel Coleridge-Taylor als schwarzen Mahler ...

Genau, diese Künstler erhielten ihre Berechtigung fälschlicherweise erst durch den Vergleich mit weißen Komponisten. Das wollen wir im Festival auch zeigen, wenn wir etwa Werken von William Grant Still, einem wichtigen Sinfoniker und Liedkomponisten am Anfang des 20. Jahrhunderts, Stücke weißer amerikanischer und europäischer Komponisten der gleichen Zeit gegenüberstellen. Damit möchten wir gar nicht werten, sondern vor allem den Reichtum dieses Repertoires und die Wiederbegegnung damit feiern.

Welches Bild dieser Zeit vermitteln uns die Werke afroamerikanischer Komponisten?

Es ist der Blick der Entrechteten, sozusagen der Außen-seiter. Und gleichzeitig spricht aus diesen Werken ein großer Stolz, zum Beispiel in den Gedichten von Langston Hughes, der zu einer Ikone der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung wurde. Er war stolz darauf, schwarz zu sein, und auch auf seine afrikanische Herkunft, die weiter zurückreicht als Amerika selbst. In unserer Vergangenheit ist Grauensvolles passiert, und dieser Rassismus muss endlich zur Kenntnis genommen werden. Wobei zur Kenntnis nehmen noch zu schwach ist: Wir sind es uns und unserer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einfach schuldig. Wir als Amerikaner müssen unsere Herkunft mit all ihrem Rassismus und ihren Ungerechtigkeiten zur Kenntnis nehmen und mit diesem Wissen eine bessere Zukunft gestalten. »Der Mensch ist ein Abgrund«, singt Wozzeck bei Alban Berg – und ich glaube, dass die Künste uns helfen, etwas weniger Abgrund zu sein und mehr Mensch.

Mittlerweile sind viele schwarze Künstler in Jazz, Hip-Hop und Pop allgegenwärtig und wahnsinnig erfolgreich. Für den Bereich der klassischen Musik kann man das nicht behaupten. Ist die Klassik rassistischer?

Das ist eine berechtigte Frage, die aktuell auch vermehrt gestellt wird. Ich habe es in meiner Karriere selbst erlebt. Als ich einmal in »Le nozze di Figaro« mit der schwarzen Sopranistin Roberta Alexander als Gräfin auf der Bühne stand, gab es Anfeindungen. Mit meinem mittlerweile eher europäisch geprägten Blick auf Amerika registriere ich zwar, dass es Versuche gibt, darauf Antworten zu finden, etwa mit Symposien. Auf der anderen Seite erlebe ich aber genauso, dass es zwar an jedem amerikanischen Opernhaus einen Personalbeauftragten gibt, der sich um Probleme mit Diskriminierung und Chancengleichheit kümmert – aber meines Wissens war kein einziger dieser Verantwortlichen schwarz, zumindest bis vor der BLM-Bewegung. Das sind heikle und unbequeme Fragen, die wir aber stellen müssen. Warum wird der überwiegende Teil des klassischen Betriebs von Weißen gelenkt? Es ist ein systemisches Problem, das wir nur lösen können, wenn die Entscheidungsträger multikultureller werden. Das lässt sich natürlich nicht von heute auf morgen ändern, aber wir müssen das Problem konsequent und schrittweise angehen. Und das geht nur, wenn wir den Betrieb von innen heraus reformieren.

Die Klassik hat also durchaus ein Rassismusproblem?

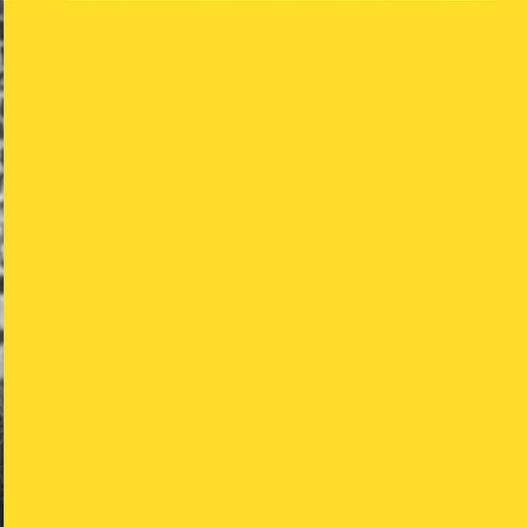
Ich weiß nicht, welche Meinungen und Gefühle die Menschen in ihren Köpfen und Herzen tragen, aber wir können bei genauer Betrachtung der Klassik-Institutionen erkennen, dass schwarze Künstler auf der Bühne und in eigentlich allen Bereichen unserer Branche zu wenig repräsentiert sind. Das mag das Resultat bewusster oder unbewusster Vorurteile sein oder auch an einem Mangel an Vorstellungskraft liegen. Ich würde jedoch nicht sagen, dass es einen grundlegenden Rassismus gibt. Ich glaube, es ist subtiler als das. Es hat etwas mit gesellschaftlichen Entwicklungen zu tun, beispielsweise mit dem Zugang zu guter Bildung und damit der Chance auf einen Studienplatz. Gerade in Amerika – und vor allem für Farbige – ist es auch eine finanzielle Frage, sich kulturelle Bildung überhaupt leisten zu können. In den USA ist es schwer, über Rassismus zu diskutieren, ohne sich mit ökonomischer Ungerechtigkeit auseinanderzusetzen.

Wie erleben Sie als Pädagoge die Chancengleichheit unter jungen Künstlern?

Wie schon gesagt, müssen wir zunächst einmal dafür sorgen, dass jeder, der genügend Talent und Bereitschaft für diesen Beruf mitbringt, auch die Chance dazu bekommt. In einem zweiten Schritt geht es dann darum, dass diejenigen, die es geschafft haben, aufgrund ihrer Herkunft oder Hautfarbe keine Steine in den Weg gelegt werden. Eine Möglichkeit wären die angesprochenen, möglichst diversen Anlaufstellen in den Personalabteilungen, in denen man sich dann verantwortungsvoll um solche Probleme kümmert. Und generell brauchen wir bei den Intendanten, Hochschulrektoren oder Dirigenten ein Umdenken und Umbesetzen, um Perspektiven zu finden für Probleme, die wir als Weiße oft gar nicht verstehen können. >



»Das Unrecht, das der afroamerikanischen Gemeinde geschehen ist, zeigt sich deutlich im Umgang mit ihrer Kunst und Kultur.«



Von links oben nach rechts unten:
H. Leslie Adams, William Dawson,
George Shirley, Denice Graves, Roderick
Cox, Louise Toppin, Margaret Bonds,
Pretty Yende



**SONG OF AMERICA:
A CELEBRATION OF BLACK MUSIC**
Mi, 26.5., Do, 27.5. und Mo, 31.5.2021
Elbphilharmonie Großer Saal
Lawrence Brownlee (Tenor), Thomas
Hampson (Bariton), Louise Toppin
(Sopran) u. a.
Die Deutsche Kammerphilharmonie
Bremen, Roderick Cox

**DAS GENAUE PROGRAMM FINDEN SIE
UNTER WWW.ELBPILHARMONIE.DE**



Gerade für junge Künstler sind Vorbilder wichtig, Idole, an denen sie sich orientieren können. Fehlt es für schwarze Sänger heute an Rollenvorbildern, wie das in der Vergangenheit Marian Anderson, Leontyne Price, George Shirley oder Jessye Norman waren?

Das würde ich nicht sagen, es gibt sie nach wie vor. Wenn ich mit jungen schwarzen Sängern spreche, wird Denyce Graves ganz oft als Vorbild genannt. Aber auch in der jüngeren Generation gibt es Leute, die diese Rolle einnehmen, Julia Bullock und Lawrence Brownlee zum Beispiel oder Pretty Yende und Angel Blue. Mit Angel sollte ich einmal etwas aus »Porgy and Bess« machen. Ich hatte zuerst Bedenken, das als Weißer zu singen. Aber sie hat darauf bestanden und gesagt: »Ganz im Gegenteil, gerade deshalb musst du es tun.« George Shirley, der erste afroamerikanische Tenor, der an der Metropolitan Opera Hauptrollen gesungen hat, hat in den letzten Jahren immer wieder grundsätzlich festgehalten, dass es mehr eine Frage des Inhalts oder Stils sei denn eine der Hautfarbe. Natürlich sind Vorbilder wichtig, und viele schwarze Sänger schauen mit Stolz auf ihre Vorgänger. Gleichzeitig müssen wir aber auch eine andere Perspektive anbieten, denn viele meiner farbigen Kollegen wollen nicht wegen ihrer Hautfarbe wahrgenommen werden, sondern für das, was sie tun. In Kritiken liest man zum Beispiel immer wieder von der farbigen Sängerin oder dem farbigen Sänger – warum muss das sein? Schließlich würde auch niemand über den weißen Thomas Hampson schreiben. Hautfarbe und Herkunft dürfen interessant bleiben, sie dürfen aber nicht zu Voreingenommenheit führen.

Kontrovers diskutiert wird seit einiger Zeit auch das »Blackfacing«, also dass Darsteller für Rollen wie Otello oder Aida dunkel geschminkt werden. Wie wichtig oder sogar hilfreich sind solche Diskussionen im Prozess einer Veränderung?

Wir müssen über solche Dinge sprechen! Vielleicht ist die Kulturbranche jetzt endlich bereit, Sachen anzugehen, die bis vor kurzem noch tabu waren. Als Amerikaner haben wir das Motto »E pluribus unum« – »Aus Vielen Eines«.

»Man liest immer wieder von der farbigen Sängerin oder dem farbigen Sänger – warum? Schließlich schreibt auch niemand über den weißen Thomas Hampson.«

Das heißt nun nicht, dass alle gleich werden müssen, sondern dass aus einer Vielfalt heraus eine Gemeinsamkeit entsteht. Da sehe ich einen großen Widerspruch in unserer Kultur: Wenn in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung steht, dass alle Menschen gleich sind, was zum Teufel haben wir dann die letzten 250 Jahre getan? Warum hat es bis 1963 gedauert, ehe eine schwarze Frau – unter dem Schutz der Nationalgarde – eine öffentliche Universität betreten durfte? Und warum gibt es für einen Teil der schwarzen Bevölkerung bis heute enorme Hürden, wenn sie an einer Wahl teilnehmen wollen?

In England hat sich vor einigen Jahren das Chineke! Orchestra aus Farbigen formiert. Ist das ein richtiger Schritt, um für mehr Sichtbarkeit zu sorgen, oder wird der Graben dadurch eher noch größer, weil so die weißen Musiker ausgegrenzt werden?

Es wäre falsch zu behaupten, das Chineke! Orchestra sei exklusiv für schwarze Menschen. Es gibt eine Reihe weißer Musiker, die regelmäßig mit dem Ensemble spielen. Der wichtige Punkt ist jedoch, dass Inklusion und Vielfalt nicht den Ausschluss weißer Menschen bedeuten. Das wäre in der Tat das Gegenteil des Ziels. Auch in meiner Stiftung gibt es Programme, die sich gezielt an junge, farbige Musiker richten. Ich sehe das als Aufbauphase, als eine Art Zwischenschritt, dass jede Gruppe sich zunächst einmal der eigenen Sache sicher ist, damit sich am Ende alle zusammenfinden können. Auch wenn ich es sehr schade finde, dass dieser Zwischenschritt anscheinend notwendig ist. Am Ende aber muss es um das gemeinsame Ziel gehen. Und so möchte ich auch das Festival in Hamburg verstanden wissen: Afroamerikanische Musik ist amerikanische Musik – und die muss gehört werden. Die Lieder und Gedichte sind wie ein Tagebuch des Menschen, und ich meine ausdrücklich: *aller* Menschen.

Sie haben Hoffnung?

Wir sind gerade am Anfang des Weges und haben noch lange nicht all unser Potenzial ausgeschöpft, aber wir sind auf dem richtigen Weg. Ich erlebe das auch in meinen Meisterklassen, wo Sänger verschiedenster Herkunft vertreten sind. Dabei ist es völlig egal, welche Hautfarbe sie haben, denn als Künstler müssen sie sich mit dem Komponisten und dem Dichter auseinandersetzen – es geht ausschließlich um das Kunstwerk. Ob da ein Sänger, der vor dem Publikum steht, ein Schwarzer, ein Weißer oder ein Asiate ist, das ist ab dem zweiten Wort oder dem dritten Ton völlig irrelevant. Was hätte das Eine auch mit dem Anderen zu tun? Gar nichts! 🇩🇪